Forum Forum Forum Forum Forum Forum Forum Forum

Mit den folgenden Beiträgen wollen wir dem Thema Staatsangehörigkeit durch persönliche Ansichten zusätzliche Facetten entlocken.
Das Auftaktessay von Marissa Pablo-Dürr entfaltet die Konstruktion ethnischer Differenzen, nicht wie üblich aus der Sicht verschiedener Ethnien in einem Land, sondern aus der Sicht einer Familie die in fünf Städte, vier Länder, drei Kontinente und drei Geschlechter verteilt ist. Staatsangehörigkeit in der "Post-postmoderne", wie Anthony Giddens zu sagen pflegt, hervorgerufen und untermauert durch das Internet?
Annita Reim's Beitrag erzählt von ähnlichem individuell-geprägtem Umgang mit Fragen der Staatsangehörigkeit, Heimat, und Identität, obwohl der Fokus auf eine Familie - auf ihre weiblichen Mitglieder - innerhalb eines Landes wechselt. Aktives Handeln als Antwort auf Zerissenheit, kontinuierlicher Austausch zur Identitätsgrenzerkennung als Nestwärme?
Diana Ramos-Dehn's Essay beschreibt den Einbürgerungsprozeß der Autorin und vertieft sich in die verschiedenen Aspekte dieser durchgreifenden Veränderung in ihrem alltäglichen Leben. Schiere Präsenz als Anstoß zum Umdenken und Lernen?
Die Beiträge lassen erahnen, wie diffizil das scheinbar geradlinige Thema "Staatsangehörigkeit" im Alltag ist.

Marissa Pablo-Dürr

A Tale of Five Cities - nur nicht von Charles Dickens

"If citizenship is defined as a `full membership in a community´, then usually people are members in more than one community, sub-, supra- and cross-states. Very often people´s rights and obligations to a specific state are mediated and largely dependent on their membership in a specific ethnic, racial, religious or regional collectivity, although very rarely are they completely fully contained by them."
Nira Yuval-Davis[1]

Manchmal frage ich mich, ob es nicht besser für meine Psyche wäre, eine wissenschaftlichere Sprache für die Beschreibung und Sezierung meiner Kondition zu übernehmen. Obgleich als Schreckgespenst des Selbstverwirklichungsmilieus gebrandmarkt, empfinde ich die Außenbetrachter-Stellung paradoxerweise als Seelenbalsam, ein Zufluchtsort von einer nabelbetrachtenden Welt. Die Analyse des Konzeptes von Staatsangehörigkeit, worin die

---

[1] Nira Yuval-Davis, "Women, Citizenship and Difference", Background Paper for the Conference on Women and Citizenship, Univ. of Greeenwich, 16.-18.Juli 1996.

Frage von strategischer Positionierung eine zentrale Rolle übernimmt, sowohl bei Gemeinschaften innerhalb eines Staates als auch zwischen Staaten, wie Yuval-Davis in ihrem Aufsatz behauptet, wirft natürlich einige interessante Falten in meinem inneren Selbstdialog auf. Wenn sie von verschiedenen sozialen Charakteristiken spricht, die es ermöglichen, die spezifische Positionierung bestimmter Menschen innerhalb und zwischen Gemeinschaften in bestimmten sozialen Kategorien zu konstruieren, dann assoziiere ich - als Migrantin, wie könnte es anders sein - darunter ethnische Charakteristiken. Und wenn sie dann weiter in ihrem Aufsatz behauptet, daß die Grenzen zwischen Gemeinschaften, Gesellschaften und Staaten kontinuierlich rekonstruiert werden, indem Zugehörigkeit durchaus erzwungen werden kann, dann fange ich an, trotz wissenschaftlicher Sprache mich selbst auf meinen eigenen Platz in dieser Diskussion hinzulotsen.
Fangen wir mit meiner erwähnten Kondition an - seit Anfang 1996 befindet sich meine Ursprungsfamilie auf drei Kontinenten, vier Ländern und fünf Städten. Mein Vater ist außerirdisch unterwegs und, hoffentlich für einen gläubigen Katholiken wie ihn, meine ich den Himmel damit. Sehr bald nach seiner langen, qualvollen, über 18 Jahre dauernden Krankheit und seinem Tod fielen viele Stützen auseinander, die uns als Familie zusammenhielten. Jeder lebt für sich in seinem ausgewählten Wohnort nach dessen spezifischen Lebensweisen, aber auch nach individueller Migrationsphase. Nur das Internet, das verbindet uns. Durch es halten wir (manchmal fast täglich) Kontakt, mit ihm verarbeiten wir Trauer und Verlust - mein Bruder, der im Elternhaus in Manila als einziger mit seiner Familie blieb, nahm als seine E-mail Adresse den Namen meines Vaters. Wir speicherten sie alle, und ließen sie im Cyberspace unkommentiert. Aber das Internet wird auch zum familiären Forum für Auseinandersetzungen mit drohendem Identitätsverlust oder dem, was als solcher wahrgenommen wird.
Mein Bruder in Los Angeles ist angehender Bankier und wohnt in jenem typischem kalifornischem Stadtteil an der Küste entlang, wo die Rollerblade-Wege den langen, breiten Strand sich herunterschlängeln. Sie sind eine der wenigen nicht weißen Bewohner ihres Viertels. Er schickt uns Grüße zu Halloween und versäumt nicht zu erzählen, als was seine Kinder sich zur Trick-and-treating verkleidet haben. Thanksgiving Day wird auch erwähnt, wobei meine amerikanische Freundin in Erlangen, die mit einem Deutschen verheiratet ist, den Tag völlig vergessen hatte, als ich zum Kaffeeklatsch bei ihr eingeladen war. Mein Bruder in Manila reagiert kratzbürstig und lehnt die Thanksgiving Grüße ab, weil "das hier nicht gefeiert wird". Und nebenbei schreibt er, wie er großzügig die Bemerkung unseres Bruders - "Das Hemd, das Du mir geschickt hast, ist fast so schön wie ein amerikanisches Hemd!" - übersehen wird. Gleichzeitig unterhalten sie sich über Basketballspiele in CNN, wobei mein Sohn (mit nur seinem Schulenglisch bewappnet)

als passiver Teilnehmer gelegentlich miteinbezogen wird.
Meine Schwester, ihre Familie und meine Mutter in Vancouver sind mit viel ernsthafteren Gedanken dabei. Ihre Belange gehören jener inneren migratorischen Phase an, die ich, nach Das Ankommen und Das Einleben, unter Das Bemühen bezeichnen würde. Für sie wäre es ein Luxus, kanadische Feiertage mitfeiern zu können, ja sogar zu wollen. Dafür sind weder Zeit noch Beziehungen zur Mehrheitskultur vorhanden. Derweil feiert mein Bruder in New York die Halloween Parade in Greenwich Village mit, unbekümmert von seiner internet-surfenden Familie, resolut low-tech, schwelgend in Grunge-chic. Staatsangehörigkeit? Mein kleiner Bruder gehört der Gay Nation.
Und ich? Ich sitze hier beobachtend, reflektierend, schreibend - in einer Sprache die keiner aus meiner Herkunftsfamilie jemals verstehen wird. Obwohl ich die einzige bin die bisher formell eine andere Staatsangehörigkeit übernahm, verkünden unsere allgemeinen E-mails : "Dear Americans, Canadians, and Germans,...", je nachdem, wer gerade schreibt.
Charles Dickens fing seinen Klassiker The Tale of Two Cities an mit: "It was the best of times, it was the worst of times...". Durch das Internet gewinnen wir Autonomie über restriktive Staatsgrenzen und ökonomische Sachzwänge hinweg, rekonstruieren ein Zuhause ohne Heim, einen Großfamilienalltag ohne geographisches Zentrum. Weltbürger ist ein falscher Begriff dafür, da eine fünf-städtische Konstellation nicht die Welt umschließt. Als Philippinos sind wir als Familie privilegiert, immerhin besaßen wir ein gewisses Maß an sozialem Kapital, das auch in der Fremde ausbaufähig war. Der Großteil der über vier Millionen verstreuten philippinischen Arbeitsmigranten auf der Welt geniesst nicht diese Privilegien. Dennoch befanden wir uns im Sog der allgemeinen Demoralisierung, die in den letzten 20 Jahren das Land prägten. Für eine Familie von Migranten ist es unser Glück im Unglück, im Cyberspace-Zeitalter leben zu können. Und in dem Maße, wie Staatsangehörigkeit gegenüber marginalisierten Gruppen ausgrenzend wirkt, behält dieser Vorteil seine zentrale Stellung. Nein, nicht Weltbürger, sondern Nomaden auf der Glasfaserkabel-Straße sind meine Familie und ich.

Annita Reim
Archipele des Bewußtseins

Offene Diskriminierung habe ich in dem Arbeiterviertel, in dem ich aufwuchs, nie erlebt. Meine Mutter war aber auch um jeden Preis darum bemüht, daß ihre Gardinen so ansehnlich und die Wäsche so strahlend weiß, wie die der Nachbarinnen war. Der Faschismus brodelte zwar noch unter der Oberfläche, aber die Welt war noch in Ordnung und weitgehend

deutsch. In diesem Viertel verkehrten nur weiße US-Soldaten. Die Mischlingskinder wurden in einem benachbarten Viertel geboren, das sozial noch eine Etage tiefer als unser Viertel lag. Wir hatten eine andere Sprache und oft andere Speisen, aber an Festtagen kochte meine Mutter den traditionellen Braten mit Klösen genauso lecker wie die Nachbarinnen. Wir schufen uns in unserer Andersartigkeit einen kleinen, privaten Mythos, der liebevoll gepflegt wurde und eher zu einem gewissen Dünkel als zum Minderwertigkeitsgefühl tendierte. Freilich, die meisten Frauen der Nachbarschaft besserten mit Nebentätigkeiten das Familieneinkommen auf. Bei uns machte sich der geringe Verdienst meines Vaters oft unangenehm bemerkbar, und meine Mutter war zu ängstlich, arbeiten zu gehen. Aber sie hatte nähen gelernt, und daher kamen wir Mädchen immer adrett gekleidet daher. Man sah uns den Mangel niemals an.
Daß mir die Teilnahme meines Vaters am spanischen Bürgerkrieg auf der Seite der Republik in linken Kreisen einen riesigen Bonus einbrachte und mir das Lesen jeder Menge marxistischer Literatur ersparte, weil ich durch meine Herkunft die revolutionäre Gesinnung gewissermaßen genetisch eingebaut hatte, sollte erst viel später kommen. In den fünfziger und frühen sechziger Jahren wurde ich dahingehend abgerichtet, so wenig wie möglich von mir zu geben, warum meine Mutter Spanierin ist, es war ja auch die Wehrmacht in Spanien gewesen und die "vaterlandslosen Gesellen" wurden nicht so gerne gesehen nach dem Krieg. Man heulte nicht mit den Wölfen, aber man verhielt sich ruhig.
Meine Mutter wurde automatisch Deutsche, als sie sich mit meinem Vater in Fürth niederließ. Ihre Heimat war an seiner Seite, und das wurde niemals in Frage gestellt. Eigentlich hatte sie ihre Heimat doppelt verloren. Obwohl meine Mutter immer von sich sagte, nicht politisch zu sein, trug sie mit an der Niederlage unserer spanischen Verwandten, die alle auf der Seite der Republik gestanden und gekämpft hatten. Francos Spanien war auch ein fremdes Land für sie. Die Migration war der zweite Verlust der alten Heimat. Aber nie hat meine Mutter sich jemals als Deutsche bezeichnet und die deutsche Sprache blieb für sie immer ein fremdes Land voller Tücken und Fallen.
So kultivierten wir unsere kleinen Andersartigkeiten mit einem gewissen Stolz, der noch gestützt wurde durch die Tatsache, daß es in unserem Haus viel mehr Bücher gab als bei den Nachbarn, die hatten höchstens das eine oder andere Buch vom Bertelsmann Lesering, auf den wir voller Verachtung blickten. Dafür hatten wir kein Auto. Unangenehme Konflikte gab es zuweilen mit meinem jähzornigen, verbitterten Großvater, der meine Mutter in cholerischen Anfällen als Ausländerin beschimpfte. Daß meiner Mutter dann Tränen in die Augen traten, schien mir grotesk, so als würde man eine Katze Katze nennen und sie wäre deswegen verletzt.

Der Bruch kam für mich mit dem Eintritt ins Gymnasium in der Nachbarstadt Erlangen. Da fiel mir sehr deutlich auf, daß wir schon verdammt wenig Geld hatten. Die deutsche Hochsprache war von meinem ungehobelten fürther Dialekt meilenweit entfernt. Auch gab es Wohnungen mit noch viel mehr Büchern. Mein Gymnasium hatte die Besonderheit, daß man nach der sechsten Klasse Volksschule eintrat. Es war daher Auffangbecken für die an den anderen Gymnasien Gescheiterten oder für Spätzünder aus dem Umland. So haftete einem schon ein Makel an, wenn man dieses Gymnasium besuchte. Daß ich in der Proletenstadt Fürth wohnte, setzte dem noch eins drauf, zumal es meiner sozialen Schicht entsprach. Daß ich in Fürth wohnte, aus der Unterschicht stammte, meine Mutter Ausländerin war und mein Vater Kommunist gewesen war, was zwar vertuscht wurde, aber immer irgendwie durchsickerte, lieferte ein breites Spektrum an Diskriminierungsmöglichkeiten, weswegen man mich resigniert als ganz netten Sonderfall irgendwie akzeptierte. Mit ungefähr vierzehn Jahren verabschiedete ich mich soundso weitgehend von der Wirklichkeit und umgab mich mit einem Hauch von Boheme. Da ich die Realität reichlich unübersichtlich fand, schuf ich mir eine eigene. Meine Originalität, künstlerisches Talent und meine Vorliebe für Hermann Hesse und die deutschen Romantiker bildeten flankierende Maßnahmen gegen zu viel Ernsthaftigkeit.
Meine Schwester, 1940 im Exil geboren, und in den Wirren der Kriegsjahre herangewachsen, wie kam die wohl damit zurecht? Die kleine Schwester interessierte das natürlich überhaupt nicht, aber auch bei meinen Eltern schien es nicht einen Hauch von Interesse zu geben. Unsere Geburtsjahre trennte der große Krieg und stellte damit Welten dazwischen. Bis zu ihrer Ankunft in Deutschland war sie immer wieder aus vertrauter Umgebung gerissen worden. Sie mußte Panik und Todesangst unserer Mutter hautnah erfahren haben. Die anderen Kinder im Kindergarten, in den man sie steckte, weil sie kein Deutsch sprach, verprügelten täglich den kleinen, schwarzhaarigen Fremdling. Was soll man sonst mit einem sprachlosen Wesen anfangen? Und das Interesse der Eltern war aufgesogen von dem neu hinzugekommenen Winzling, an dem das Paar ohne Angst und drängende Sorgen sich zusammen erfreuen konnte. Sie mußte sich einen starken Schutzschild zugelegt haben, meine Schwester, sonst hätte sie diese Situation nicht so unbeschadet überstanden. Sie sprach nicht viel, tat, was von ihr verlangt wurde und wurde sehr hübsch. In ihrem Gesicht mit großen dunklen Augen, spiegelten sich selten Empfindungen, sie wirkte kühl. Mit vierundzwanzig heiratete sie einen gutherzigen, erzkonservativen Spanier und fügte sich in die spanische Gesellschaft ein, als habe sie nie woanders gelebt. Sie wuchs mit ihrer Familie in die sich mit wachsendem Wohlstand bildende Mittelschicht hinein. Wobei sich der wachsende Wohlstand an Zahl und Größe der Familienautos ablesen ließ. Irgendwann, als die Kinder noch klein waren,

vergaß sie, sich den deutschen Paß verlängern zu lassen. Dann fand sie es lästig, zur deutschen Botschaft zu gehen, und das in Ordnung zu bringen. Daher beantragte sie einen Paß bei den spanischen Behörden, die ihr anstandslos einen spanischen Paß und Ausweis ausstellten. Seither ist meine Schwester Spanierin. Von ihren Kindern spricht keines Deutsch und die Erinnerung an den deutschen Großvater verblaßt bei ihnen immer mehr.
Mich hat es oft gebeutelt. Es war mir immer bewußt, daß zwei Kulturen mich geprägt haben. Im Laufe der Jahre kristallisierten sich Möglichkeiten heraus, dieses Erbe zu gestalten und in die Gegenwart zu transportieren, als Lehrerin für ausländische Kinder, durch Mitarbeit an multikuturellen Gremien und Soldaritätsprojekten in anderen Kulturen. Meine Herkunft hat mich sensibel gemacht für die Probleme von Trennung und Einheit. Sie hat mir ein Gespür gegeben, wie Menschen sich in der Isolation verlieren können. So finde ich meine Identität in meiner Erfahrung, die sich austauscht mit anderen und in einem weitgespannten Netz sich selbst und andere zu einem bewußten Erkennen und Handeln führt.

Diana Ramos Dehn

Der Kaiserin neues Kleid

Seit Juli 1994 trage ich ein "neues Kleid" - ich habe durch Einbürgerung die deutsche Staatsangehörigkeit erworben. Gedanken, die deutsche Staatsangehörigkeit zu erlangen, gingen ernsthaft durch meinen Kopf vor etwa fünf Jahren, als die Kampagne "Schluß mit Gewalt und Diskriminierung gegen Ausländerinnen" geboren wurde. Aber damals waren die mit meiner philippinischen Staatsangehörigkeit verbundenen Umständlichkeiten noch erträglich.
Was bedeutet eigentlich für mich die Einbürgerung? Wie wird der Begriff definiert? Und welche Überlegungen und Schritte waren erforderlich, um diesen Schritt zu vollziehen? Der Duden definiert den Begriff Staatsangehörigkeit als "juristische Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staat, Nationalität". Diese Definition erwähnt weder kulturelle, religiöse oder Abstammungsverbundenheit, noch nimmt sie Bezug auf ein Volk, das durch bestimmte Normen und eine gemeinsame Kultur geeint wird. Nach dem deutschen Recht erhält eine Person die deutsche Staatsangehörigkeit entweder durch Geburt, wenn ein Elternteil die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, oder durch Einbürgerung (Naturalisation). AusländerInnen, die mit Deutschen verheiratet sind, erwerben die deutsche Staatsangehörigkeit nach dem Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz (4 u. 8 ff RuStAG). Und so habe ich meine deutsche Staatsbürgerschaft erworben.
Warum beschloß ich, Deutsche zu werden? Die Erfahrungen und Überlegungen für diese Entscheidung reichen über 10 Jahre zurück. Mein Mann

und ich flogen damals nach Deutschland zurück, um nach vier Jahren Aufenthalt auf den Philippinen (für meinen Ehemann) hier unsere mittelfristige Zukunft aufzubauen. Damals wollten wir nach fünf Jahren wieder ins Ausland gehen. Mittlerweile sieht es so aus, als würden wir bis zum Rentenalter hier bleiben.
1986 kam unser erster Sohn Felix Maliksi zur Welt. In Stuttgart suchten wir lange nach einer Wohnung und wohnten vorübergehend mal hier mal dort bei Freunden, bis wir endlich eine Wohnung gefunden hatten. Die Erfahrungen bei der Wohnungssuche werde ich nie vergessen. Wohnungsbesichtigung und Interview in einer drei-Zimmer-Wohnung im Stuttgarter Westen: "Nein, wir haben nichts gegen Ausländer, wir hatten sogar mal zwei Neger hier. Die waren drogensüchtig... Sind Sie eigentlich auch drogensüchtig?" Oder bei Maklern: "Wir haben nichts gegen Ausländer, aber ich sage Ihnen gleich, wir haben keine passende Wohnung für Sie". Oder wenn ich mit dem Wohnungsvermieter telefonierte: "Wissen Sie, leider ist die Wohnung schon heute morgen vergeben worden." Dann aber bekamen wir eine Wohnung - vor allem deshalb, weil die Tochter der Hausbesitzer mit einem Indonesier verheiratet war. Die Vermieter sagten uns bei der Vorstellung, daß wir die Wohnung bekommen würden, weil Sie wissen, wie schwer es für Ausländer sei eine zu finden. Außerdem war ich schon im achten Monat schwanger.
Beim Spazierengehen mit Felix fragte mich einige Wochen später eine alte Frau, ob ich als Babysitterin jeden Tag mit dem Kind spazieren gehe. Aber ich war doch die Mutter und nicht die Babysitterin! Mehrmals wurde ich am Bahnhof von Männern gefragt: "Wieviel hat dein Ehemann für dich bezahlt?" Einmal begegnete ich auf dem Markt einem betrunkenen Mann, der mich anbrüllte: "Ausländer raus!"
Der Besitz eines philippinischen Reisepasses in Deutschland ist außerdem sehr nachteilhaft. Wir müssen zweimal Steuern bezahlen - zuerst an den deutschen Staat, dann an den philippinischen. Alle fünf Jahre muß der philippinische Reisepaß für etwa DM 200 erneut werden. Jedesmal, wenn ein philippinischer Staatsbürger sein Land besucht und verläßt, muß er Reisesteuer (umgerechnet DM 100) bezahlen. Jede Reise in ein anderes europäisches Land erfordert ein Visum. Bittere Erfahrungen habe ich auch auf diesem Gebiet - für eine kurze Reise nach Mallorca konnte ich damals erst nach Intervention meines Ehemannes bei der spanischen Botschaft das Visum bekommen, einen Tag vor unserem Abflug! Für eine Reise nach Frankreich mußte ich erst meinen Reisepaß erneuern, da er nicht mehr ein Jahr Gültigkeit hatte. Spontane Reisen in benachbarte Länder sind ausgeschlossen. Ein Visum im Reisepaß war letztendlich keine Garantie dafür, daß ich an der Grenze nicht doch ausführlich untersucht wurde. In England gingen die anderen Mitglieder der Familie und Gruppe unkontrolliert durch den Zoll, während ich zur Seite gebeten und ausgefragt und mein Reisepaß

ausführlich auf Echtheit kontrolliert wurde. Solche Kontrollen gab es jedesmal auch, wenn ich ohne meinen Mann von den Philippinen nach Deutschland einreiste. Selbst eine Aufenthaltsberechtigung, die sicherste Aufenthaltserlaubnis für AusländerInnen, ist keine Garantie dafür, daß ich ohne Befragungen in die Bundesrepublik einreisen darf. Manchmal ist es eine Ermessens- und Befindlichkeitsfrage seitens der Grenzbehörden.
Trotz all der beschriebenen Umstände dauerte es lange, bis ich mich entschlossen habe, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erwerben. Im Nachhinein denke ich, daß eine innere, vor allem emotionale Vorbereitung notwendig war; und dies geschah in den letzten fünf Jahren, die ich als Ablösungsjahre betrachte. Ich denke, es war mir wichtig, einerseits die Kultur dieser Gesellschaft näher kennenzulernen und andererseits Distanz von meiner eigenen Kultur zu gewinnen. Sonst wäre vielleicht die Einbürgerung schmerzhaft gewesen. Durch diese stetige innere Vorbereitung waren sozusagen die Schritte kleiner und durchschaubarer.
Der Erwerb des neuen Kleids verlief unkompliziert, außer dieser einen Geschichte mit der Geburtsurkunde meines Schwiegervaters. Es mußte festgestellt werden, ob mein Schwiegervater Reichsdeutscher oder Volksdeutscher ist, da die Staatsangehörigkeit meines Mannes von der seines Vaters abgeleitet ist. Jedenfalls war mein Schwiegervater Reichsdeutscher und nun stand keine Barriere mehr vor meiner Einbürgerung. Ich ging ins Zimmer 426 des Amts für öffentliche Ordnung mit meinem philippinischen Reisepaß - Aufgabe der alten Staatsangehörigkeit ist eine Voraussetzung zum Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit - und sagte Grüß Gott. Die Beamtin fragte nach meinem Familiennamen, suchte nach meiner Akte, unterschrieb die Urkunde und überreichte sie mir. Ich überreichte ihr meinen Reisepaß. Das war's. Seitdem besitze ich die deutsche Staatsangehörigkeit. Die Urkunde liegt nun in einem Regal bei mir zu Hause.
Aber welche juristischen, politischen und praktischen Aspekte öffnete mir diese Urkunde im Regal? Ich darf an allen deutschen Wahlen teilnehmen; ich darf die Partei wählen, die ich für vernünftig halte. Ich kann spontan in ein beliebiges westeuropäisches Land verreisen. Bis jetzt wurde ich bei der Grenze nach Vorlegen des deutschen Passes nicht schikaniert. Beim Erreichen meines 65. Lebensjahres kann ich mich ohne Rentenabschlag in den Philippinen niederlassen. Als Filipina hätte ich bei Übersiedlung in die Philippinen nur den eingezahlten Arbeitnehmerbeitrag zur Rentenversicherung ausbezahlt bekommen. Ich kann mich länger als sechs Monate auf den Philippinen aufhalten, ohne Angst, daß ich mein Aufenthaltsrecht in Deutschland verliere. Bei der Arbeitsuche werden Deutsche und EU-BürgerInnen mir gegenüber nicht mehr bevorzugt. Allerdings gibt es noch Probleme mit der Anerkennung meiner philippinischen Zeugnisse; auch über die Diskriminierung als Frau hilft ein deutscher Paß nicht hin-

weg. Ich bezahle keine doppelte Steuer und muß meinen Reisepaß nicht alle fünf Jahre erneuern. Ich muß keine Reisesteuer mehr bezahlen, wenn ich meine frühere Heimat besuche und das Land wieder verlasse.
Sicherlich hat sich meine Situation sowohl auf juristischem wie auch auf politischem Gebiet verbessert. Im wirtschaftlichen und sozialen Leben und im Alltag aber sieht es anders aus: Ich erlebe noch immer den alltäglichen Rassismus, und mit meiner beruflichen Integration bin ich weit von meinem Ziel entfernt. Um diese beiden Aspekte positiv zu verändern, muß ich mich sehr entschieden wehren. Ich kämpfe gegen Rassismus und Diskriminierung und für die Anerkennung der in den Heimatländern erworbenen Qualifikationen; Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen für MigrantInnen sollten subventioniert werden.
Als Deutsche kann ich mich aktiver in dieser Gesellschaft einmischen, ohne Angst davor, ausgewiesen zu werden. Als Deutsche ausländischer Herkunft löse ich aber auch nach wie vor Irritationen aus. Diese Irritationen entstehen in alltäglichen Begegnungen mit Deutschen deutscher Herkunft. Ich bin eine von ihnen und doch auch wieder nicht. So beklagte sich eine Mutter bei mir über die vielen Ausländerkinder im Kindergarten, die es den deutschen Kindern schwer machen, richtig Deutsch sprechen zu lernen. Dann sah sie mich verwirrt an. Ich denke, daß solche Erlebnisse Lernerfahrungen auslösen können. Mein Interesse liegt darin, diese Begegnungen so zu gestalten, daß positive Impulse entstehen könnten - Verständnis, Toleranz und Respekt vor Menschen aus einer anderen Kultur, die fremd sind und doch zur deutschen Gesellschaft dazugehören.